Redaktion und Administration: Krakau, Dunajewskigasse Nr. 5
Telefon: Tag 2314, Nacht 3546
Telegramm-Adresse: KRAKAUER ZEITUNG.
Postsparkassenkonto Nr. 144.558.
Zuschriften sind nur an die Adresse „Krakauer Zeitung“ Krakau 1, Abt. für Militär, zu richten.
Manuskripte werden nicht rückgesandt.



KRAKAUER ZEITUNG

Bezugspreis:
Einzelnummer . . . 10 h
Monatsabonnement für Krakau mit Zustellung ins Haus K 2·40, Postversand nach auswärts K 3·—
Alleinige Inseratenannahme für Oesterreich-Ungarn (mit Ausnahme von Galizien und den okkupierten Provinzen) und das Ausland bei M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I., Wollzeile 16.

ZUGLEICH AMTLICHES ORGAN DES K. U. K. FESTUNGS-KOMMANDOS KRAKAU.

III. Jahrgang. Sonntag, den 28. Jänner 1917. Nr. 28.

Die wirtschaftlichen Beschränkungen der Entente.

Als die Entente den von Eduard VII. begonnenen und unter seinem Nachfolger zur Vollendung gebrachten Einkreisungsplan gegen Deutschland und seinen Verbündeten — denn die Türkei und Bulgarien wurden damals wohl schwerlich von den allzu schlauen Ententediplomaten zum mitteleuropäischen Bund gerechnet — mit dem Weltkrieg zum praktischen Abschluss bringen wollte, da war das Siegesgefühl beim Dreiverband sicherlich ehrlicher und auch grösser als heute. Mit künstlichen Mitteln müssen die englischen und französischen Staatsmänner die Siegeszuversicht und den Glauben an den Enderfolg ihren von Tag zu Tag die Kriegslasten mehr fühlenden Völkern predigen. Die Rechnung erschien anfangs so glatt wie nur möglich. Da standen drei Reiche, das grösste und volkreichste, der Beherrscher der Meere, die von Revanchegedanken zum grössten Chauvinismus Entzündeten, gegen Deutschland u. Oesterreich-Ungarn. Serbien, ein kleines aber kampferprobtes Volk schloss sich an; Japan besorgte Handlangerdienste auf den Weltmeeren und so war es den Alliierten ein Leichtes, den Sieg als eine Frage ganz kurzer Zeit und als etwas Selbstverständliches hinzustellen.

Seitdem sind zweieinhalb Jahre vergangen. Ganz anders ist es gekommen, als die inzwischen noch bedeutend verstärkte Entente geglaubt hat. Aber nicht von den ruhmvollen Erfolgen der Mittelmächte auf den Schlachtfeldern sei heute gesprochen, sondern von dem Wirtschaftskrieg, wie er sich für die beiden im Kampfe liegenden grossen Parteien ergeben hat. Die Mittelmächte sollten nach Englands teuflischem Plan ausgehungert werden. Dass diese niederträchtige Absicht zu Schanden geworden ist, ist eines jener vielen organisatorischen Wunderwerke, die die Zentralmächte geschaffen haben. Allerdings musste zu starken Einschränkungen sowohl im freien wirtschaftlichen Verkehr, als auch in gewissen Kommunikationsfragen und bei Angelegenheiten gemeinsamer Natur für alle Bevölkerungsschichten gegriffen werden. Nur kurz sei auf die Einführung der verschiedenen Lebensmittelkarten hingewiesen. Der Verkehr hat bei uns sowohl in den Städten als auch auf den Eisenbahnen manche Abnahme aufzuweisen, die sich aus Gründen der Kriegserfordernisse ergeben. Man ist dazu geschritten, wegen der Kohlenknappheit Ersparnisse in der Beleuchtung zu machen, die Sperrstunde früher anzusetzen. Der Gedanke der gemeinsamen Ernährung durch Errichtung von Volksküchen im wahrsten Sinne des Wortes, ohne Wohltätigkeitszweck, tritt immer mehr in die Erscheinung und so könnte noch vieles andere angeführt werden. Die Völker Oesterreichs-Ungarns und Deutschlands nehmen diese Beschränkungen mit jenem Opfermute hin, der sie alle Mühsal des Krieges geduldig und im Bewusstsein dessen, dass es um ihre Existenz geht, ertragen lässt. Wie steht es aber mit der Entente? Ihre Völker, die bisher im Ueberfluss gelebt haben und höhnisch auf die Entbehrungen hindeuteten, die die Bewohner Mitteleuropas zu erdulden haben, sie frieren heute wegen des grössten Kohlenmangels und es kommt in Paris zu bösen Szenen. Lloyd George sucht die Notwendigkeit der Einführung von Lebensmittelkarten auch für England nachzuweisen. Hunderte von Bahnhöfen wurden in Gross-Britannien ausser Verkehr gesetzt. In Italien begründet der Verkehrsminister die Notwendigkeit für eine Einschränkung des Bahnverkehrs, wie sie im Lande der Reisen wohl nie für möglich gehalten worden war, und in der Lichtersparnis gehen die Ententestaaten heute noch weiter als die Mittelmächte. Die Sommerzeit, die zuerst in Deutschland Gesetz geworden war, wurde von allen Staaten der Alliierten nachgeahmt.

Die Waffe, die die zahlreichen Feinde gegen uns erhoben haben, der wirtschaftliche Vernichtungskrieg, kehrt sich gegen jene, die mit ihr zum Todesstreich ausholen wollten. Sie haben den Krieg selbst zu dieser Form des Kampfes bis aufs äusserste gebracht, sie fühlen jetzt die Kriegsfolgen stärker als wir, da sie niemals an einen solchen Rückschlag, an derartige Vorkommnisse gedacht haben, die schliesslich ganz Europa durch die Schuld der Entente devastieren und in mittelalterliche Lebens- und Verkehrsverhältnisse zurückversetzen müssen.

e. s.

Oesterr.-ung. Generalstabsbericht.

Amtlich wird verlautbart: 27. Jänner 1917. Wien, 27. Jänner 1917.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen des Feldmarschalleutnants v. Ruiz brachten bei ihren Streifungen im Putna- und Casinu-Tal 100 Gefangene ein.

Sonst im Bereich der österreichisch-ungarischen Streitkräfte nichts von Bedeutung.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Geschützkampf und Fliegertätigkeit waren im Görzischen lebhafter als gewöhnlich. In der Gegend des Doberdosees hielt das Artilleriefeuer in unverminderter Stärke bis gegen Mitternacht an.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Nichts Neues.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: **v. Höfer**, FML.

TELEGRAMME.

Der Geburtstag Kaiser Wilhelms.

Kaiser Karl im deutschen Hauptquartier.

Wien, 26. Jänner. (KB.)

Aus dem deutschen Grossen Hauptquartier wird gemeldet:

Kaiser Karl ist am 26. Jänner im deutschen Hauptquartier eingetroffen, um Kaiser Wilhelm anlässlich seines am 27. Jänner stattfindenden Geburtsfestes zu beglückwünschen. In Begleitung des Kaisers befand sich der Minister des Aeussern Graf Czernin, der mit dem gleichfalls anwesenden Reichskanzler sowie dem Staatssekretär Dr. Zimmermann im Laufe des Vormittags konferierte. Um 12½ Uhr fand eine Frühstückstafel statt, an der auch Kaiserin Viktoria Augusta, die Prinzen Heinrich und Waldemar von Preussen sowie zahlreiches Gefolge teilnahmen.

Von den beiden Monarchen wurden nachstehende Toaste gehalten:

Kaiser Karl sagte in seinem Trinkspruch: Ich habe Wert darauf gelegt, am heutigen Tage hier zu erscheinen, um Eurer Majestät, meinem treuen Freunde und treuen Verbündeten persönlich meine wärmsten Glückwünsche darzubringen. Zum dritten

Male begehen Eure Majestät Ihr Geburtsfest inmitten des Krieges, den die Feinde uns aufgezwungen haben und für dessen Fortsetzung sie durch die Ablehnung unseres loyalen Friedensangebotes allein verantwortlich sind. Eurer Majestät ruhmbedecktes Heer im Vereine mit meiner und unserer Verbündeten tapferen Armeen haben mit dem Beistande des Allmächtigen auch seit Jahresfrist wieder reiche Erfolge errungen, die uns mit berechtigtem Stolze, aber auch mit zuversichtlichem Vertrauen auf den weiteren Verlauf der Kämpfe erfüllen. Durchdrungen von den gleichen Gefühlen warmer Freundschaft, welche weiland Seine Majestät mein erlauchter Grossoheim Eurer Majestät entgegenbrachte, fasse ich meine Wünsche in dem Rufe zusammen: Der Deutsche Kaiser und König von Preussen lebe hoch!

Kaiser Wilhelm erwiderte:

Für den heutigen Besuch Eurer Majestät sowie für die mir ausgesprochenen Wünsche zu meinem Geburtstage spreche ich Eurer Majestät als treuen Freund und Verbündeten meinen wärmsten Dank aus. Die Anwesenheit Eurer Majestät hier am heutigen Tage ist für mich ein neuer hehrer Beweis dessen, dass in Freud und Leid, in schweren Stunden wie in sonnigen Tagen Eure Majestät und Euer Majestät Heer und Volk sich eins mit mir und meinem Heere fühlen, in dem unerschütterlichen Vorsatze, den gegenwärtigen Kampf mit des Allmächtigen Hilfe zu einem glücklichen, für unser Volk gleich segensreiches Ende zu bringen. Die Ablehnung unseres Friedensanbotes wird auf die zurückfallen, die unser loyales Entgegenkommen schroff zurückgewiesen haben. Die ruhmbedeckten Streitkräfte Oesterreich-Ungarns und Deutschlands im Vereine mit ihren Verbündeten werden unseren Ländern den Frieden erkämpfen, indem sie sich in dem durch Blut und Eisen gehärteten Freundschaftsbande zwischen uns und unseren Völkern in gemeinsamer Friedensarbeit weiterhin als fest und treu erweisen werden. Besonders danke ich Eurer Majestät für die Worte warmen Gedenkens an weiland Seine Majestät den Kaiser Franz Josef, meinen erlauchten väterlichen Freund. Die Erinnerung an ihn, den hochseligen Kaiser, möge jetzt und in Zukunft unsere Freundschaftsgefühle heiligen. Ich fasse meinen Dank in dem Rufe zusammen: Seine Majestät Kaiser Karl lebe hoch! Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Die Kämpfe in Rumänien.

Eine russische Betrachtung

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Stockholm, 27. Jänner.

„Russki Invalid" schreibt zum russischen Neujahr über die Lage an der rumänischen Front:

Nach dem Rückzug der russischen Truppen an die Serethlinie suchte der Feind den Durchbruch zum Trotustal zu erzwingen. Er schränkte jedoch an anderen Frontteilen immer häufiger die Angriffstätigkeit ein.

Zwischen der Strasse von Focsani und der Rimnica-Mündung führte ein Vorstoss bis an das Serethufer, wo der Feind sehr starke Stellungen bezogen hat. Dort wird mit ungeheurer Hartnäckigkeit gekämpft, da die russische Heeresleitung keineswegs gewillt ist, die Serethlinie aufzugeben, wodurch mehr als die ganze Moldaulinie verloren ginge.

Intensive Kälte.

London, 26. Jänner. (KB.)

„Times" berichten aus Jassy unter dem 25. d. M., die intensive Kälte mache alle militärischen Operationen unmöglich.

Die deutschen Erfolge bei Riga

Weiteres Vordringen.

Berlin, 27. Jänner. (KB.)

Das Wolffsche Bureau meldet:

Der deutsche Vorstoss im Südwesten von Riga wird siegreich fortgesetzt.

Am 24. ds. stürmten ostpreussische Truppen die russischen Stellungen westlich Kaluzen. Herangeführte russische Verstärkungen verlangsamten vorübergehend den Vormarsch der deutschen Sturmkolonnen, denen es indessen gelang, in die feindlichen Laufgräben bis nördlich Rehne vorzudringen, wodurch die Russen gezwungen wurden, nach Norden auszuweichen.

Auch an diesem Tage waren die Verluste der Russen ausserordentlich schwer. Von einem Regiment sind nach Gefangenenaussagen höchstens 400 Mann mit dem Leben davongekommen.

Die Gefangenen erklärten, dass sie seit zwei Tagen ohne jede Nahrung waren und dass viele ihrer Kameraden meuterten.

Der Vorstoss an die englische Küste.

Die englische Darstellung.

London, 26. Jänner (KB.)

Feldmarschall French teilt mit, dass sich am 25. ds. abends ein kleines deutsches Fahrzeug der Küste von Suffolk näherte und eine Anzahl von Geschossen abfeuerte, die nur teilweise die Küste erreichten.

Es wurde niemand verletzt; der Schade ist unbedeutend.

Eine Ergänzung zu Wilsons Botschaft.

Paris, 27. Jänner (KB.)

„Petit Parisien" meldet aus Whasington: Die Tatsache, dass Wilsons Botschaft im Auslande kühl aufgenommen wurde, was Amerika eigentlich nicht erwartet habe, zeige, dass sie missverstanden werde.

Voraussichtlich werde von amtlicher Seite eine neue genauere Erklärung abgegeben werden.

Frankreich mobilisiert die Fünfzehnjährigen.

Paris, 27. Jänner. (KB.)

Der Heeresausschuss der Kammer verwarf alle bisher geprüften Anträge zum Nachmusterungsgesetz.

In der Kammer wurde ein Antrag eingebracht, wonach alle nicht Einberufenen der Jahresklassen 1918, 1919 und 1920, soweit sie tauglich sind, zum Landesverteidigungsdienst in Bureaus, Magazinen und Werkstätten herangezogen werden sollen.

Pasic gegen die Forderungen der Entente.

Unzufriedenheit mit dem Nationalitätsprinzip.

Bern, 27. Jänner. (KB.)

In einer Unterredung mit dem Mitarbeiter des „Petit Parisien" erklärte der serbische Ministerpräsident Pasic:

Augenblicklich trennt die Alliierten und Serbien keine Frage. Wenn der Zeitpunkt zur Erörterung der schwebenden Probleme gekommen sein wird, werden wir eine für die Gesamtheit der Alliierten günstige Lösung finden. Wir wünschen eine lange Friedensdauer, zu deren Erreichung die Alliierten, wenn sie das Nationalitätsprinzip ansprechen wollen, ihre Wünsche mässigen müssen, denn übermässige Forderungen würden den Ideen zuwiderlaufen, die uns in diesem Kriege leiten.

Deutsche U-Boote an der Gironde-Mündung.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Bern, 27. Jänner.

In der Gironde-Mündung haben Unterseeboote und Minen unter den französischen und neutralen Schiffen verheerende Verluste angerichtet.

Versenkt wurden: Ein Dreimaster, der Dampfer „Brannais", die Segelschiffe „Orely" und „Leontine". Eine grössere Anzahl von Schiffen wird vermisst. Man glaubt, dass auch sie den Unterseebooten zum Opfer gefallen sind.

Der französische Dampfer „Victoire" konnte nur schwer beschädigt den Hafen erreichen.

Repressalien gegen den U-Bootkrieg.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Lugano, 27. Jänner.

„Idea Nazionale" empfiehlt als Gegenmassregel gegen die Zerstörungen durch deutsche Unterseeboote, dass sämtliche österreichisch-ungarischen und deutschen Handelsschiffe, die in neutralen Häfen liegen, beschlagnahmt werden.

Die bevorstehende englische Offensive.

Warnung vor allzugrossem Optimismus.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Haag, 27. Jänner.

Der bekannte englische Kriegskorrespondent William Gibbs sagt in einem Artikel über die kleinen erfolgreichen Vorstösse der Engländer an der Westfront:

Nichts wäre weniger angebracht als die optimistische Auffassung, die kleinen Erfolge könnten bedeuten, dass die Engländer ein leichtes Spiel mit der neuen Offensive haben werden. Hinter der deutschen Linie stehen noch immer grosse Reserven an Mannschaften und Artillerie.

Die neue Offensive wird kein Spaziergang sein. Der Feind wird sich verzweifelt wehren und die Kämpfe werden blutiger sein als alle bisherigen. Der Höhepunkt der Opfer ist noch nicht erreicht. Die letzten englischen Erfolge beweisen nur, dass die englischen Truppen geschickter geworden sind, so dass der Preis ihrer Opfer nicht so gross ist und dass die englische Artillerie imstande ist, auch die stärksten Linien zu vernichten.

Die italienischen Kriegsschäden.

Ein Antrag auf Solidarhaftung der Bürger.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Lugano, 27. Jänner.

In Rom hat eine Versammlung italienischer Bürgermeister eine Resolution angenommen, die von der Regierung ein Gesetz verlangt, demzufolge den in der Kriegszone liegenden Gemeinden und den dort befindlichen Personen der ihnen zugefügte Schade von allen Bürgern gemeinsam ersetzt werden soll.

Dieses Gesetz soll jedoch das Recht des Staates nicht begrenzen, Ersatz im Wege einer Kriegsentschädigung zu fordern.

Ein missglückter Anschlag auf den spanischen Ministerpräsidenten.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Amsterdam, 27. Jänner.

Wie der „Temps" aus Madrid meldet, wurde auf den Expresszug, in dem sich Ministerpräsident Romanones von Sevilla nach Madrid begab, ein Anschlag verübt.

Quer über die Schienen waren zwei Schwellen gelegt worden, die jedoch von dem schnellfahrenden Zug auseinander geschnitten wurden.

Die amtliche Mitteilung.

Bern, 27. Jänner. (KB.)

Nach einer Erklärung des spanischen Ministers des Innern wurde auf einen Zug, in dem Ministerpräsident Romanones von Sevilla nach Madrid fuhr, ein erfolgloser Anschlag verübt, indem zwei Holzscheite über die Schienen gelegt wurden.

Festnahme des Wiener Mörderpaares.

Ein neues Verbrechen der Lichtenecker.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Wien, 27. Jänner.

Die Mörder der Frau Loschitz wurden gestern in Graz auf der Strasse festgenommen.

Der Detektiv Walter erkannte das Paar und wollte es verhaften. Hirt setzte sich zur Wehre und gab aus einem Revolver Schüsse ab. Er glitt jedoch infolge des Glatteises aus und stürzte zu Boden. Dann wurde er überwältigt und mit seiner Begleiterin zur Polizei gebracht, wo beide auf Grund der vorhandenen Photographien agnosziert wurden. Während die Lichtenecker sofort ein umfassendes Geständnis ablegte, verweigerte Hirt jede Aussage mit der Erklärung, dass er erst vor Gericht sprechen werde.

Die Erhebungen haben ergeben, dass die Lichtenecker eine Frau Margosches in Wien um K 50.000 bestohlen hat.

Ein Anschlag auf finnische Munitionslager.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Kopenhagen, 27. Jänner.

„Berlinske Tidende" meldet aus Stockholm: Nach Blättermeldungen aus Lulea wurde der Versuch entdeckt, Sprengstoffe über die finnische Grenze zu bringen und jenseits der Grenze liegende Waffen- und Munitionslager in die Luft zu sprengen.

„Aftonbladet" berichtet, dass von den schwedischen Behörden nur 200 Kilogramm Sprengstoffe beschlagnahmt wurden.

Der gestrige deutsche Generalstabsbericht.

Berlin, 26. Jänner. (KB.)

Das Wolffsche Bureau meldet:

Grosses Hauptquartier, den 26. Jänner 1917.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Front des deutschen Kronprinzen:

Auf dem Westufer der Maas erstürmten im Abschnitt des G. d. I. v. François unter dem Befehl des Generalleutnants von dem Borne bewährte westfälische und Teile badischer Regimenter, wirksam unterstützt durch Artillerie, Pioniere und Minenwerfer, die französischen Gräben auf Höhe 304 in 1600 Meter Breite.

Im Handgemenge erlitt der Feind blutige Verluste und liess rund 500 Gefangene, dabei 12 Offiziere, und 10 Maschinengewehre in unserer Hand. Nachts setzten die Franzosen zum Gegenangriff an, der misslang.

Seitlich der Angriffsstelle führten Unternehmungen am Toten Mann und nordöstlich von Avocourt zum gewünschten Ergebnis.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern:

Die Kämpfe an der Aa brachten auch gestern den angreifenden ostpreussischen Divisionen vollen Erfolg durch Besitznahme weiterer russischer Stellungen beiderseits des Flusses. Auf dem Ostufer scheiterten starke feindliche Gegenstösse. 500 Gefangene wurden eingebracht.

Front des Generalobersten Erzherzog Josef:

Im Bereckergebirge wurden im Casinutal Angriffe mehrerer rumänischer Kompagnien zurückgewiesen.

Front des Generalfeldmarschalls v. Mackensen:

Nichts Neues.

Mazedonische Front:

Bei Buejuektas an den Hängen des Moglenagebirges schlugen bulgarische Truppen einen Vorstoss serbischer Kräfte ab.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Der Abendbericht.

Berlin, 26. Jänner. (KB.) Abends.

Das Wolffsche Bureau meldet:

Auf dem Westufer der Maas wurden französische, an der Aa russische Gegenangriffe abgeschlagen.

Die Eisenerzeugung der Welt und der Krieg.

Es ist selbstverständlich, dass der Krieg auf die Erzeugung des häufigsten und wichtigsten Metalles, des Eisens, von grossem Einfluss gewesen ist, denn der Bedarf an Eisen hat sich in den kriegführenden Ländern gewaltig gesteigert. Die Bedürfnisse der Riesenarmeen an diesem Metall sind ausserordentlich gross, nicht nur für die Herstellung von Munition und Waffen, sondern auch für die übermässig in Anspruch genommenen Eisenbahnen, Automobile und sonstigen Fuhrwerke und ganz besonders für die Bauten und Einrichtungen der Schiffe. Zu unserem Glück hat Deutschland eine ungeheure Fülle von Eisen in seinen in verschiedenen Gebieten liegenden Eisenerzlagern, sodass wir in dieser überaus wichtigen Materialfrage vom Auslande durchaus unabhängig sind. Der Krieg hat nun in eigenartiger Weise auf die Eisenproduktion eingewirkt.

Deutschland hatte die höchste bisher erreichte Eisenerzeugung im Jahre 1913 mit 19.29 Mill. Tonnen erreicht. Naturgemäss sank durch den Ausbruch des Krieges diese Menge an Roheisen bedeutend, da viele Betriebe lahmgelegt wurden und Arbeitskräfte fehlten. Infolgedessen betrug die Jahresproduktion im Jahre 1915 nur noch 11.79 Millionen Tonnen, dann stieg sie aber erfreulicherweise wieder, so dass sie im Jahre 1916 wieder 13 Millionen Tonnen erreichte. Wenn auch damit die Leistung der Friedensjahre noch lange nicht wieder erreicht wurde, so zeugt dieser Aufstieg, der sicherlich in der Folgezeit anhalten wird, von der gesunden und kräftigen Entwicklung dieses grossen und wichtigen Industriezweiges, der bald wieder seine alte Höhe erklimmen wird.

In England ist die Jahresproduktion an Roheisen von 10.7 Millionen auf 9 Millionen Tonnen gesunken, trotzdem England die grossen Hemmungen Deutschlands durch den Krieg nicht hatte, denn ihm standen die Zufuhren aus dem Auslande in fast gleicher Weise zur Verfügung, wie in Friedenszeiten. Ein ganz anderes Bild zeigt uns Nordamerika, das zugleich ein schlagender Beweis ist für die starke Anteilnahme dieses Landes an dem Kriege. Während die Vereinigten Staaten im Jahre 1914 22.50 Millionen Tonnen Roheisen erzeugten, ist diese Produktion im Jahre 1915 auf 30 Millionen und im Jahre 1916 sogar auf 39.50 Millionen Tonnen gestiegen. Das heisst mit anderen Worten, während in Deutschland vor dem Kriege zwei Drittel der amerikanischen Roheisenproduktion erzeugt wurden, beträgt der deutsche Anteil jetzt nur noch ein Drittel der amerikanischen. Trotzdem brauchen wir den Kampf auf dem Weltmarkt in dieser Hinsicht nicht zu fürchten, denn wenn nach dem Friedensschluss die ungeheure Nachfrage der fremden Länder aufhören wird, dann wird auch in Amerika die Produktion rapide zurückgehen, wie sich dort schon öfters ein sprunghaftes Aufschwellen und Niedergehen auf diesem Gebiete gezeigt hat.

Die literarische Produktion in den kriegführenden und neutralen Ländern.

Die Frage, inwiefern der Krieg die literarische Produktion in den einzelnen europäischen Ländern beeinflusst habe, wird im Journal des Débats an der Hand umfangreichen statistischen Materials näher untersucht. Anfangs war man überall der Ansicht, dass die Literatur unweigerlich eines der ersten und am härtesten betroffenen Opfer des Weltkrieges sein müsse. Die Einberufung zahlreicher junger Schriftsteller, der Personalmangel in den Verlagen und Buchhandlungen und die Verteuerung des Papiers schienen genügende Gründe zu sein. Tatsächlich hat auch die literarische Produktion zu Beginn des Krieges eine schlimme Krise durchmachen müssen; aber bereits nach einigen Monaten wurde der Geschäftsgang wieder flott. Nach der Berner Revue „Le Droit d'auteur" ist dies deutlich und einwandfrei zu erkennen. Nach den Angaben des genannten Blattes hatte Deutschland, das den Markt beherrschte, es im Jahre 1913 bereits auf eine Ausgabe von 35.078 broschierten Werken gebracht, worin auch die in Oesterreich, Ungarn, der Schweiz und Luxemburg in deutscher Sprache gedruckten Werke einbezogen sind. Und im Kriegsjahre 1915 stand Deutschland noch immer an der Spitze mit der Herausgabe von 23.558 Werken. Frankreichs literarische Produktion hat anscheinend am meisten unter dem Kriege gelitten. Sie belief sich im Jahre 1913 auf 10.758 Bände und war 1915 auf 8897 herabgesunken. Besonders die Zahl der rein literarischen Werke verminderte sich erheblich, die meisten Arbeiten hatten mehr oder weniger direkt auf den Krieg Bezug. Italien erreichte seine Höchstziffern im Jahre 1914 mit 11.523 Bänden, 1915 zählte es 11.431 Bände. Unter allen europäischen Ländern hat hinsichtlich der literarischen Produktion die Schweiz sich am besten gehalten. Die Zahl ihrer Ausgaben stieg von 1470 Bänden im Jahre 1914 auf 1718 Bände im Jahre 1915. Auch hier fallen Kriegswerke und besonders auch zahlreiche Propagandabroschüren sehr stark ins Gewicht. Eine Steigerung der Bücherausgabe während des Krieges hatte auch Dänemark zu verzeichnen. Dort scheinen alle Arten von Büchern, selbst streng wissenschaftliche und theologische Werke, sehr gut zu gehen. Holland hat durch Kriegswerke die Durchschnittszahl seiner Neuausgaben ziemlich unverändert aufrecht erhalten. Unter den überseeischen Staaten haben vor allem die Vereinigten Staaten von Nordamerika gelitten. Der amerikanische Buchhandel verzeichnet ein Defizit von einem Fünftel seiner früheren Einnahmen. Hieran wird die Schuld der Unsicherheit der politischen Lage und der Beschäftigung mit gewinnbringenderen Unternehmungen zugeschrieben. Sogar die Zahl der amerikanischen Zeitungen hat sich verringert, und zwar um 135 Blätter. Es bleibt nur noch die kleine Zahl von 24.589 Zeitungen und Blättchen in Amerika übrig, was aber wohl auch für das neugierigste Publikum noch genügen wird.

Kleine Chronik.

Die Generaloberste Dankl und Graf Beck wurden vom Kaiser anlässlich ihrer Versetzung in den Ruhestand durch Handschreiben ausgezeichnet. Generaloberst Dankl wurde zum Kapitän der ersten Arcieren-Leibgarde ernannt.

Deutsche Torpedoboote haben am 25. ds. die englischen Küstengewässer südlich Lowestoft nach feindlichen Schiffen abgesucht und das befestigte Southwold unter Feuer genommen.

Von der polnischen Legion sind Oberst Zagorski und Oberleutnant Vereecki als militärische Sachverständige zum polnischen Staatsrat delegiert worden.

Lokalnachrichten.

Anmeldung der im Jahre 1899 geborenen Landsturmpflichtigen. Der Krakauer Magistrat erliess am 26. d. M. eine besondere Kundmachung, in der alle im Jahre 1899 geborenen Landsturmpflichtigen aufgefordert werden, sich binnen fünf Tagen, vom Datum der Kundmachung gerechnet, persönlich zwecks Uebernahme des Landsturmlegitimationsblattes bei der Kommission zu melden, die vom 27. d. M. angefangen von 8 Uhr früh bis 2 Uhr nachmittags im städtischen Schulgebäude am Hl. Geist-Platz amtshandeln wird. Die Anmeldungen haben spätestens bis 31. d. M. zu erfolgen. Die Musterung des Jahrganges 1899 erfolgt vom 8. bis 22. Februar l. J.

Für die Krakauer Weissbäckerzunft wurde am 20. Jänner l. J. eine Andacht in der St. Markuskirche abgehalten. Nachmittag fand die übliche Jahresversammlung statt, in der der Obmann B. Broszkiewicz einige Worte dem Andenken der in den zwei letzten Jahren verstorbenen Mitglieder widmete. Darauf fanden die Wahlen statt. Zum Obmann wurde Herr B. Broszkiewicz gewählt, zum Stellvertreter Herr St. Długoszewski, in den Ausschuss die Herren: J. Wątorski, Fr. Kozłowski, Fl. Götz und J. Menzel, als Vertreter derselben: die Herren W. Krok und W. Schmeidel. Die Kontroll-Kommission bilden die Herren Fr. Magiera, L. Plaskura und St. Kruk. Die Prüfungskommission für Bäckergehilfen bilden die Herren St. Długoszewski, J. Wątorski und J. Menzel.

Einschränkung des Kaffeeverbrauches. Die k. k. Galizische Statthalterei erliess am 20. l. M. eine Verordnung, laut der vom 21. l. M. angefangen das Verbrauchsquantum an gebranntem Kaffee für eine Person ausnahmslos für die Zeit von 8 Wochen auf 1/8 Kilogramm festgesetzt wurde. Vom 21. l. M. angefangen, lauten die Kaffeeverbrauchskarten auf 1/8 Kilo und enthalten bloss einen auf 1/8 Kilo lautenden Abschnitt.

Verschiedenes.

Edward Burnett Tylor †. In Wellington (Somerset) ist der englische Anthropologe und Prähistoriker Sir Edward Burnett Tylor im Alter von 85 Jahren gestorben. Er war ein Gelehrter von Weltruf und einer der Begründer der modernen anthropologischen Wissenschaft. Sein erstes Buch über „Mexiko und die Mexikaner in alter und neuer Zeit" fand ausserordentlichen Beifall. Nach seiner Rückkehr von ausgedehnten Reisen wandte er sich ganz den anthropologischen Forschungen zu und bald nahm er auf diesem Wissensgebiet eine führende Stellung ein. Auf seine Anregung wurde 1863 in London eine „Anthropologische Gesellschaft" gegründet, die 1871 mit der „Ethnologischen Gesellschaft" zum „Anthropological Institute of Great Britain and Ireland" verschmolzen wurde. Viele Jahre lang hat Tylor in dieser angesehenen Körperschaft das Amt des Präsidenten bekleidet. Im Jahre 1865 veröffentlichte er sein erstes Hauptwerk, „Urgeschichte der Menschheit", das gründliche Untersuchungen über die Steinzeit und die Anfänge der Kultur enthält und ebenso wie die späteren — „Primitive Culture" 1871 und „Anthropology, introduction to study of man" 1881 — in mehrere Sprachen und auch ins Deutsche übersetzt wurden. Im einzelnen durch spätere Spezialforschungen mannigfach ergänzt, zum Teil auch berichtigt, haben die Arbeiten Tylors der anthropologischen Forschung die Wege gewiesen und sie aufs kräftigste und nachhaltigste gefördert.

New-York, die grösste Stadt der Welt. Die New-Yorker Handelskammer veröffentlicht eine Statistik über die Entwicklung New-Yorks in den letzten Jahren, die durchweg Rekordziffern aufweist. Danach hatte New-York beim Jahreswechsel 1916/17 eine Bevölkerungsziffer von siebeneinhalb Millionen Einwohnern erreicht. Der Bericht hebt hervor, dass New-York sich in den letzten vier Jahren um eine Einwohnerzahl vergrössert habe, die höher sei, als die gesamte Einwohnerzahl von Städten wie Boston oder St. Louis. Einen Rekord weise ebenso die Bautätigkeit der Stadt New-York auf. Durchschnittlich werde in jeder Viertelstunde in New-York ein neues Haus hergestellt. New-York hat jetzt 38.000 Fabriken, die jährlich Waren im Werte von drei Milliarden Dollar herstellen, 250 Theater, 103 Krankenhäuser, 553 Schulen mit zusammen 800.000 Schülern und 198 Parks. Mit jeder dieser Ziffer hat New-York London als die grösste Stadt der Welt überholt.

Wie die Amerikaner Papier sparen. Die Eisenbahndirektion von Rock Island in Amerika hat eine beträchtliche Papierersparnis erzielt durch Einführung von Briefumschlagen, die bis zu zwölfmal Verwendung finden können. Die Adressseite ist in zwölf Rechtecke, für Namen, Wohnort, Marke und Stempel, eingeteilt. Sobald der Umschlag seinen Zweck für eine Adresse erfüllt hat, wird diese ausgestrichen und das nächste Rechteck ausgefüllt. So kann der Umschlag immer wieder eine neue Reise antreten. Während der letztvergangenen zwei Jahre betrug die hierdurch erzielte Ersparnis 3·5 Millionen Briefumschläge, was einem Werte von fast M. 10.000 gleichkommt, wobei noch zu erwähnen ist, dass Briefumschläge dieser Art bisher nur im inneren Eisenbahndienst Verwendung finden.

Theater, Literatur und Kunst.

Städtisches Volkstheater. „Der gepanzerte Gefährte", Schauspiel in 3 Akten von Michał Wałkowski. Die Neuaufführung dieses Lustspieles, das im Jahre 1895 zwar vom galizischen Landesausschuss prämiiert wurde, sich aber nicht lange auf der Bühne erhalten hatte, betrachte ich als einen missglungenen Versuch, wertlose Stücke ausdem Staube der verdienten Vergessenheit hervorzuziehen. Das Stück ist ein Flickwerk. Der Held Chryzestom Pasek („der gepanzerte Gefährte"), eine geschichtliche Person und zugleich Verfasser naiver Memoiren im XVII. Jahrhundert, ist die einzige Figur im Stücke, die dem Schauspieler eine dankbare Rolle bietet, alle übrigen sind schablonenhaft behandelt worden. Ausgezeichnet war Herr Frączkiewicz in der Titelrolle, der seine Bewerbung bei der jüngsten Tochter einer Witwe beginnt, um sich sukzessive um die Hand ihrer zweitältesten und dann der ältesten Tochter zu bewerben, und am Ende des Stückes die Mutter selbst heiratet. Die übrigen Darsteller bemühten sich umsonst, das Stück zu beleben. Der Saal war sehr schwach besetzt. J. R.

SCHATTEN.

Kriminalroman von **Isidore Kaulbach.**

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nein — das wäre mir nicht aufgefallen. Der Saal liegt auf der Rückseite des Hauses und hat den vollen Blick in den Garten. Von dort kam auch das Geräusch — das Oeffnen und Schliessen einer Tür oder eines Fensters — vielleicht auch nur ein Klopfen — ich weiss es nicht genau.

Was taten Sie darauf?

Ich eilte an eins der Fenster und öffnete es so leise wie möglich. Da sah ich eine dunkle Gestalt — —

Eine Gestalt? forschte er gespannt und blickte sie scharf an.

Ja, eine dunkle Gestalt. Sie wissen wohl, dass vor Herrn Rehses Zimmer sich eine Terrasse befindet, auf der er an schönen Tagen zu liegen oder zu sitzen pflegte?

Ja, ich habe ihn selbst ein paarmal dort getroffen, als ich geschäftlich mit ihm zu tun hatte.

Von dieser Terrasse führt eine Treppe in den Garten, und ich hatte denEindruck, als wenn die Gestalt eben diese Treppe hinabgestiegen wäre. Doch kann ich mich darin irren; ich sah sie nur einen kurzen Augenblick. An der Ecke des Hauses ist ein ziemlich hohes Gesträuch, und hinter diesem war sie gleich verschwunden.

War das dort, wo der Gang am Hause entlang führt — ich habe mir gestern abends das Grundstück betrachtet — und wo sich eine Tür im Garten befindet?

Allerdings.

Danach macht es den Eindruck, als wäre die Gestalt auf diese Tür zugegangen?

Ja, das dachte ich auch, als ich sie dort verschwinden sah.

Haben Sie nicht gehört, ob die Tür geöffnet wurde?

Nein; ich habe danach gehorcht, aber nichts gehört.

Und die Gestalt selbst — haben Sie diese deutlich gesehen? War es dunkel draussen — oder konnten Sie erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war?

Es war schon dunkel, wen auch nicht völlig Nacht.Ausserdem waren meine Augen noch vom Licht geblendet, und ich bin ziemlich kurzsichtig. Also habe ich kaum mehr unterscheiden können, als dass es eine Frauengestalt war.

Wissen Sie das sicher?

Ja — bestimmt.

Können Sie mir ihren Gang und ihre Kleidung beschreiben?

Ich glaube fast, dass sie ein schwarzes Kleid getragen hat. Ihr Gang war rasch, fast, als gleite sie über den Boden hin wie ein Schatten.

Haben Sie dem Untersuchungsrichter Mitteilung von der Sache gemacht? fragte er gespannt.

Noch nicht — ich ahnte nicht — — ich wollte erst Ihren Rat hören.

Sagen Sie es ihm so bald wie möglich. Denken Sie selbst nach: Es steht fest, dass eine Person sich in den Garten desselben Hauses eingeschlichen hat, wo später der Mord begangen wurde; da muss ein Zusammenhang möglich sein.

Ein hoffnungsvoller Ausdruck erhellte ihr Gesicht. Heftig presste sie die Hand gegen die wogende Brust: Ein schwacher Lichtstrahl in diesen Wirren — Gott, welch ein Trost!

Sind Sie sicher, dass die schattenhafte Erscheinung eine Frau gewesen ist?

Ja, wenn mich nicht alles trügt.

Auch sein Gesicht sah weniger ernst aus. Erzählen Sie weiter, was an jenem Abend geschah, bat er.

Hoffen Sie ein wenig für mich? warf sie ein.

Ja, versprach er ihr.

Ich eilte die Treppe hinunter und rief den Hausmeister Pettinger, der eine Laterne anzündete und mit mir den Garten durchsuchte. Doch konnten wir niemand finden, nicht die geringste verdächtige Spur entdecken. Die Tür im Gang nach der Strasse hin war fest verschlossen.

Haben Sie keine Fusstapfen bemerkt?

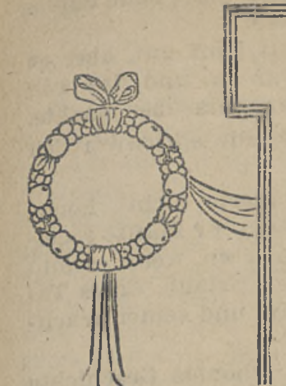
Darauf habe ich nicht geachtet; ich bin ja unerfahren in solchen Dingen. Später aber hätte man schwerlich andere Fusspuren als die unserigen entdecken können, denn wir waren zu oft auf demselben Wege hin und her gegangen.

Haben Sie damals Herrn Rehse von der Geschichte Mitteilung gemacht?

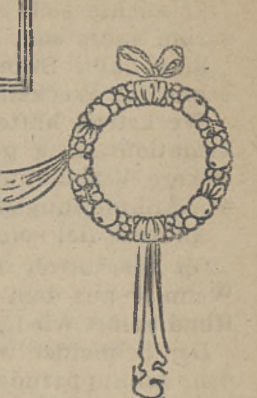
Ja, sofort.

Wie nahm er es auf?

(Fortsetzung folgt.)



SONNTAGS-BEILAGE DER „KRAKAUER ZEITUNG“



Zöpfchen.

Von **Wilhelm Scharrelmann.***)

(Nachdruck verboten.)

Als Andreas seine Mutter verlor, stand er mit seinen sechzehn Jahren so allein auf der Welt, dass er ausser Teddy nicht einmal einen Freund besass.

Teddy war der Hund des Schiffers, mit dem er jede Woche zweimal auf dem Schleppkahn S 19 von Bremen nach Bremerhaven fuhr, ein ewig kläffender, junger, rauhhaariger Schnauzer von einer geradezu unglaublichen Hässlichkeit, ein respektloses, unerzogenes Wesen, das von dem Schiffer bereits so viele Hiebe mit dem Tauende bekommen hatte, wie ein junger Hund nur irgend ertragen kann. Aber der Schiffer hatte es aufgeben müssen, aus Teddy einen brauchbaren Hund zu machen, und seine Stunde hätte längst geschlagen gehabt, wenn Andreas nicht gewesen wäre. Es war darum kein Wunder, wenn der Hund statt des Schiffers Andreas mit seiner ungeteilten Liebe beglückte, als wisse er, dass er nur ihm die Fortsetzung seines prügelgesegneten Daseins zu verdanken habe.

Da die beiden ausser dem Schiffer die einzigen lebenden Seelen an Bord waren — falls man den Schiffer überhaupt als Seele gelten lassen will — waren sie von früh bis spät völlig aufeinander angewiesen. Es schien, als wenn die beiden dem Schiffer gegenüber eine Art Pakt miteinander abgeschlossen hätten. Jedenfalls gingen sie ihm beide, wo sie nur konnten, sorgsam aus dem Wege und hüteten sich ängstlich, ihm nur im geringsten seine Kreise zu stören.

Andreas war auf S 19 sozusagen Mädchen für alles. Er schälte Kartoffeln, putzte Gemüse, kochte und briet, spülte das Deck, fegte die Kombüse, brachte die Schlafkojen in Ordnung, half das Schiff vertauen, wenn man im Hafen ankam, und löste den Schiffer auch zuweilen am Steuer ab, wenn man keine entgegenkommenden Schiffe oder sonstige Tücken im Fahrwasser zu fürchten brauchte — kurz, es gab so gut wie nichts, bei dem Andreas nicht seinen Mann gestanden hätte. Der Schiffer hätte mit ihm zufrieden sein können. Aber es gab trotzdem mehr Maulschellen und Flüche an Bord als sonst etwas. Zuweilen schien es beinahe, als wollte der Schiffer seine Erziehungsgrundsätze, mit denen er bei Teddy kläglich genug Schiffbruch erlitten hatte, nun noch ausgiebiger an Andreas erproben. Jedenfalls, wenn Andreas nicht gutmütiger als der gelassenste Dickhäuter gewesen wäre, hätte er sein Leben auf S 19 tragischer nehmen können, als es nun mal seine Art war, die Dinge zu betrachten. Aber er war im Punkte einer guten Behandlung von jeher nicht gerade verwöhnt worden, und schliesslich war es sein eigener Wille gewesen, zu fahren, und von den Püffen des Schiffers abgesehen, konnte sein Leben wirklich nicht schöner sein. Zuweilen an schönen, stillen Sommertagen, wenn der Wind sanft über den Strom fuhr, dass die Wellen klatschend an dem dicken Bauche des Kahnes aufspritzten, der hinter dem rauchenden Schlepper das Wasser pflügte, die Sonne glühendheiss auf den Planken brannte, dass man mit blossen Füssen kaum darauf gehen konnte, Teddy zusammengerollt wie ein Haufen schmutziger Wolle in seiner Ecke lag, und der Schiffer am andern Ende des Kahnes am Steuer stand, gab es in Andreas' Leben wirklich nichts zu wünschen. Er lag dann hinter der Kombüse auf Deck, behaglich ausgestreckt auf dem Rücken und sah in den strahlenblauen Sommerhimmel hinauf, der selbst für ein so wenig verwöhntes Auge, wie das seinige, in solchen Augenblicken voll der schönen Geigen hing. Oh, eines Tages würde er selbst Schiffer sein, einen Schleppkahn führen und mit ähnlichen Donnerwettern dreinfahren, wenn dann sein „Junge“ etwas verkehrt machte. Natürlich, Teddy würde sich dann auf dem ganzen Schiffe frei bewegen können, statt sich der drei Viertel des Tages ängstlich in einer Ecke zu verkriechen.

Jeden Mittag würde er Eierkuchen und Bratkartoffeln essen und im Winter soviel und so oft Grog trinken, wie ihm passte. Sollte er aber mit seinem nagelneuen Kahn dem alten Pantoffel S 19 begegnen, ja, so würde er den Flüchen des Schiffers mit einem solch prasselnden Hagelwetter noch ärgerer Flüche antworten, dass der da drüben am Steuer Mund und Nase aufsperren werde. Ueberhaupt, es würde einHerrenleben werden!

Aber eines Tages nahmen Andreas' Fahrten und Zukunftsträume ein unerwartetes, jähes Ende. Der Krieg brach aus. Der Schleppkahn wurde zwischen vielen anderen im Hafen vertaut, und es war nicht abzusehen, wann er wieder einmal in Fahrt gestellt werden würde. Der Schiffer hatte sich am dritten Tage bei der Marine zu stellen, und Andreas konnte von da ab beginnen, was er wollte.

Als der Schiffer von Bord ging, hatte auch Andreas sein Bündel geschnürt.

„Wat wullt du nu?“ knurrte der Schiffer ihn an.

„Tschä,“ antwortete Andreas und machte ein Gesicht, das deutlich verriet, er wisse wohl, was er wolle, sage es nur nicht.

Aber der Schiffer erwies sich heute umgänglicher als sonst, und schliesslich rückte Andreas damit heraus, dass er sich freiwillig bei der Marine melden wolle.

„Gränsnabel!“ sagte der Fischer und liess ihn stehen.

Das war sein Abschiedsgruss.

Aber Andreas liess sich nicht irre machen.

Zunächst, was sollte mit Teddy geschehen?

Da war guter Rat teuer.

Andreas verfiel in ein stillesGrübeln. Schliesslich war er entschlossen, Teddy mit einem Strick irgendwo im Hafen anzubinden und davonzugehen. Irgendeine mitleidige Seele würde sich schon über das Tier erbarmen. Vielleicht kaute es auch den Strick durch und ging auf eigene Faust auf Abenteuer aus. Das war immerhin noch besser, als das Tier abzusäufen. Sterben konnte es schliesslich jeden Tag.

*) Wir entnehmen diese Erzählung dem Bändchen: „Geschichten aus der Pickbalge.“ Die Feldbücher, Egon Fleischel u. Co. Die Red.

Wunderliches Winterliches.

Von **K. Altwallstädt.**

(Nachdruck verboten.)

Alte Schwankdichter und Spassmacher wissen von wunderlicher Kälte zu berichten.

Einen gottserbärmlichen Frost erlebte z. B. der „Salzburger Hanswurst“, dessen Reiseabenteuer uns Stranitzky erzählt hat. In Grönland nämlich fielen ihm, sobald er die Lippen auftat, die Worte gefroren aus dem Mund heraus. Und je nachdem die Rede hatte kurz oder lang sein sollen, waren auch die „Eisschrollen“ klein oder gross. Es war natürlich für ihn und seine Kameraden unmöglich, sich durch Eiszapfen zu verständigen. Darum blieb ihnen auch nichts anderes übrig, als „ein grosses Feuer anzumachen und die gefrorene Wort rings umb das Feuer herumb zu legen, bis bei angehender Hitz die Wort endlich zerflossen...“ Nun erst verstand man einander.

Die eingefrorenen Worte — übrigens eine recht alte Vorstellung, die schon die Griechen kannten — erinnern uns an die eingefrorenen Töne, die Münchhausen so anschaulich vor uns auftauen lässt. Während eines besonders strengen Winters, in dem sogar die Sonne einen Frostschaden erlitt, blies eines Tages sein Postillon unterwegs in das Horn. Aber aller Mühe zum Trotz brachte er keinen einzigen Ton heraus. In der nächsten Herberge hängt der wakkere Mann sein Horn an einen Nagel in der Nähe des Küchenfeuers. Nicht lange, so beginnen die festgefrorenen Töne aufzutauen und aus dem Instrument herauszukommen. Ganz von selbst erklingen nun „der preussische Marsch — Ohne Lieb' und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Gestern Abend war Vetter Michel da — nebst noch vielen anderen Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder.“

Keine geringe Kälte mag auch damals geherrscht haben, als einem Hingerichteten der Kopf augenblicklich wieder auf dem Rumpfe festfror, oder auch in jenem Winter, in dem ein junger Cannstatter Schlosser von Stuttgart nach Hohen-Urach ritt und, am Ziele angekommen, vom Pferd nicht abzusteigen vermochte, weil er an den Sattel angefroren war. Zugleich mit dem Sattel und dem Stegreifen musste man ihn vom Gaule heben, und erst als er fünf Stunden lang hinter dem Ofen gesessen hatte, tauten er und der Sattel voneinander.

Jakob Frey, der in seiner „Gartengesellschaft“ das Erlebnis ausführlich beschrieb, erzählt dort noch ein anderes wunderliches Wintergeschichtchen, das merkwürdige Soldatenstück von dem österreichischen Reiter, der zur Zeit eines Türkenfeldzuges in der Mitte der überfrorenen Donau einbricht und — fünf Tage unter dem Eise herumreitet: „Ich glaub', er hat auch fliegen können,“ meint der Erzähler zuletzt von seinem Helden, und diese scherzhafte Schlusswendung zeigt uns so recht, wie sehr auch das Fliegenkönnen einst zu den Dingen der Unmöglichkeit gehörte.

Der Winter vermag im Reich der Schnurren noch manches andere zu zeitigen. So hat uns z. B. eine Handschrift aus dem XIV. Jahrhundert das Abenteuer eines Elsässers überliefert. Auf einem Ritt durch verschneites Land wollte dieser einmal für kurze Zeit von seinem Pferde absteigen. Er bindet es deshalb an einem Baumast fest, den die Last des Schnees stark herabdrückt. Während Weipger, so hiess der Mann, fortgeht, zerrt und rüttelt das Pferd an dem Aste, der Schnee purzelt herunter, der Ast schnellt empor und der Gaul mit. Als der Reiter wiederkommt, sieht er weder das Pferd noch auch im Schnee die geringste Spur, die ihm verraten könnte, nach welcher Richtung hin es verschwunden ist. Er fügt sich in seinen Verlust und tritt den Heimweg an. Im darauffolgenden Herbst erst kommt er wieder an der Stelle vorüber. Er denkt dabei an seinen Gaul, sieht sich in der Landschaft um und — bemerkt auf dem Gipfel des Baumes die Ueberreste des Pferdes.

Ein ähnliches und doch wieder abweichendes Erlebnis finden wir bei Münchhausen. Dieser reitet einst durch eine tief verschneite Gegend, in der weder Dorf noch Stadt zu erblicken ist. Endlich sieht er in der Dämmerung eine Art Baumstecken aus dem Schnee hervorragen. Da steigt er ab, bindet sein Pferd daran fest, legt sich samt seinen Pistolen auf den Schnee und

Im letzten Augenblick fiel ihm noch etwas Besseres ein.

Er suchte sich einen Strick, band den Hund daran, nahm sein Bündel und zog in die Stadt.

Eine halbe Stunde später trat er bei dem Schneider Weckstroh in der Pickbalge ein.

Weckstroh hatte ihm seinerzeit seinen Konfirmationsanzug gemacht. Das war eine recht lockere Verbindung, aber sie bot immerhin einen Anknüpfungspunkt.

Andreas fiel sofort mit der Tür ins Haus.

Ob Weckstroh Teddy nicht behalten wolle? Wenn er aus dem Kriege komme, werde er den Hund sofort wieder abholen.

Der Schneider war entsetzt und zog sich vor dem schnuppernden Köter auf die entfernteste Ecke seines Schneidertisches zurück.

Andreas begann ein begeistertes Loblied über die Tugenden Teddys. Er fange Ratten und Mäuse, drehe jeder Katze den Hals um, sei wachsam wie einer und im Futter bescheidener, als je ein Hund gewesen!

Der Schneider wollte nichts hören und schüttelte nur abwehrend den Kopf.

„Bring' das Vieh zum Schinder," riet er, „denn da gehört es hin."

Schliesslich hat er doch ein Einsehen. Da Andreas sich freiwillig melden will, will er es versuchen. Da müsse man ein Opfer bringen.

Andreas strahlte. Er gab dem Schneider genaue Anweisung, er mahnte Teddy zu unbedingtem Gehorsam seinem neuen Herrn und Pflegevater gegenüber und ging. Es gab ihm freilich mehr als einen Stich durchs Herz, als er die Tür hinter sich schloss und das Heulen Teddys ihm die ganze Pickbalge hinunter nachklang — aber es gab keinen anderen Weg. Es musste nun mal geschieden sein.

Bei der Marine wurde er freilich nicht angenommen. So junge Leute wie er wurden noch nicht eingestellt. Kurz entschlossen versuchte er es bei der Infanterie. Dort hatte er Glück, denn er war kräftig und breitschulterig, knochig und muskulös, besass eine Lunge, wie ein Blasebalg und einen Herzschlag rein und klar wie Hammerschläge auf einem Eichenbrette.

Ein Leben begann, das mit dem, wie er es gewohnt war, nicht eine Spur von Aehnlichkeit besass. Aber es gefiel ihm trotzdem, und er gab sich Mühe. Alle Welt lobte ihn, so keck und anstellig wie er war. Und unter dem Leben schoss er auf, wie eine Salatpflanze in der Sonne. Er strahlte vor Glück und Diensteifer.

Im Herbst ging es an die Front in Polen. Andreas gaffte unterwegs, als mache er eine Reise um die Welt. So gross hatte er sich Deutschland nicht gedacht.

Drei Tage später war er an seinem Platz im Schützengraben.

Trotz des schweren Lebens, das ihn hier empfing, war sein Humor unverwüstlich. Der Krieg schien ihm eine prachtvolle Abwechslung, als sei er eigens für ihn gemacht.

Die Kameraden, alle älter als er, sahen ihn wie ihren Burschen an, den jeder ein wenig „bevattern" müsse. Andreas verhielt sich auf seine Weise, war immer bereit, zu helfen und war mit allem zufrieden. Das schlechteste Wetter ertrug er wie eine Selbstverständlichkeit, abgehärtet und robust wie er war. Höchstens, dass ihm dann und wann einer jener Flüche entfuhr, die er von seinem Schiffer aufgeschnappt hatte, und die er nun zuweilen gebrauchte, als stehe er noch auf Deck S 19 und nicht im Schützengraben in Polen.

Zu Weihnachten bekam er ein Liebesgabenpaket, für einen Soldaten an der Ostfront bestimmt, der keine Angehörigen habe.

Es war eine unglaubliche Ueberraschung für Andreas. Mit leuchtenden Augen öffnete er die Verpackung: Schinken, Schokolade, Zigaretten, ein Paar wollene Strümpfe, Fausthandschuhe und ein Pfannkuchen.

In seinem ganzen Leben hatte er keine solche Ueppigkeit erlebt. Schöner als zu Weihnachten im Schützengraben konnte es überhaupt nirgends sein.

Er war nun mal zufrieden, der Andreas.

Aber zuweilen überfiel ihn doch eine gedrückte Stimmung, und je länger der Krieg dauerte, um so häufiger. Er sass dann und zog den Kopf zwischen die Schultern wie ein kranker Vogel.

Die Kameraden neckten ihn. Ob die Braut vielleicht nicht geschrieben habe oder ob sie ihm untreu geworden sei?

Ach, Braut! An solche Dinge dachte Andreas nicht. Er dachte an Teddy.

Eines Tages gestand er es in einer leichtsinnigen Minute.

Man lachte sich halb krank. Kurz darauf wusste es die ganze Kompagnie und eines Tages auch der Leutnant. Andreas hatte Sehnsucht nach Teddy. Aber er war ein wenig betroffen, als er Andreas' Gesicht sah.

„Na," tröstete er, „ewig wird der Krieg nicht dauern, und eines Tages werden Sie wieder zu Teddy fahren können. Uebrigens," schoss es ihm ein — „warum lassen Sie Teddy nicht einfach kommen?"

„Geht das, Herr Leutnant?" fragte Andreas ungläubig.

„Na, versuchen können Sie es ja mal," lachte der Leutnant.

Andreas war selig und voller Hoffnung. Er schrieb noch an demselben Abend an Teddys Pflegevater und bat ihn, ihm Teddy an die Front zu schicken.

Als der Hund nach einigen Wochen wirklich eintraf, sorgfältig in eine Kiste verpackt, stand die ganze Kompagnie und sah dem Wiedersehen zu.

Der Leutnant war entsetzt.

„Na, Zopf," sagte er, „den Hund hätten Sie besser auf eine Ausstellung geschickt. Der kriegt 'n Preis, sage ich Ihnen! Ganz neue Rasse. Gibt's noch gar nicht, so 'was!"

Andreas merkte den Spott ganz gut, aber es rührte ihn nicht. Teddy war da, und das wog alle dummen Witze auf, die man darüber machte.

„Zöpfchen" und Teddy wurde sprichwörtlich in der Kompagnie.

Aber Andreas' Glück dauerte nicht lange. Teddy war zu schlecht erzogen. Er kläffte regelmässig zur Unzeit, ging spazieren, wenn es ihm passte, und überschritt jeden Urlaub. Eines Tages hatte man genug von ihm und seiner Wachsamkeit.

„Das Vieh kann uns die schönste Geschichte machen," entschied der Leutnant eines Tages, „und verloren ist an dem Köter nun schon mal gar nichts. Also, Mertens, Sie brauchen es ja niemand wissen zu lassen, nicht wahr? Nehmen Sie mal einen günstigen Augenblick wahr."

Das war Teddys Todesurteil.

Es war freilich leichter zu fällen, als zu vollstrecken. Aber Mertens wusste, was die Disziplin verlangte.

Am folgenden Morgen war Teddy verschwunden.

Andreas sah sich die Augen nach ihm aus — kein Teddy.

Es war klar, das Vieh war auf die Streife gegangen. Teddy würde schon zurückkommen.

Geduldig wartete Andreas, einen Tag, zwei Tage, drei Tage.

Zum Ueberfluss kam der Befehl, vorzurücken. Man marschierte sieben Stunden, bis ein neuer Graben geworfen wurde. Was würde Teddy machen, wenn er zurückkehrte?

Aber Andreas gab die Hoffnung nicht auf. Oh, Teddy hatte eine feine Nase. Er würde sich schon zurechtbiestern.

Am folgenden Tage gab es ein Gefecht.

Alles ging gut. Andreas war mal wieder heil davongekommen.

Aber ungeduldig spähte er nach Teddy, bleich vor Sehnsucht nach dem Vieh, heimlich besorgter, als er scheinen wollte.

Halt, kam Teddy da nicht über das Feld? Oder täuschte er sich?

Andreas hob sich ein wenig aus dem Graben, beugte sich vor und pfiff, wie Teddy es gewohnt war — und sank im nächsten Augenblick von einem Brustschuss getroffen zurück.

„Mertens — wenn ich nu — int — Lazarett komm — un Teddy kommt — un sucht mir — denn so —"

„Ja, ja," sagte Mertens, „ick werd' schon aufpassen, Zöpfchen, da kannste ganz ruhig um sind."

Der arme Andreas.

Er brauchte nicht mehr ins Lazarett — und Mertens wusste viel zu gut, warum er auf Teddy nicht zu warten brauchte.

---

schläft den Schlaf des Gerechten bis in den hellen Tag hinein. Als er aufwacht, liegt er mitten auf einem Dorffriedhof. Der Schnee, der so hoch war, dass er das ganze Dorf verdeckt, ist über Nacht geschmolzen, der Baron auf diese Weise tiefer und tiefer gesunken. Und sein Pferd? Das hört er wiehern — über sich, in der Luft. Denn der Baumstecken, an den sein Herr es gebunden hat, war der Wetterhahn oder die Windfahne des Kirchturms. Münchhausen besinnt sich nicht lange, zielt mit der Pistole nach dem Halfter, trifft ihn und hat auf diese Weise das oben baumelnde Rösslein befreit.

Ja, der Schnee! Dass er in der Wärme schmilzt, ist eine ziemlich feststehende Erfahrung. Die Redensart, „den Schnee im Ofen backen wollen" oder „den Schnee dörren wollen", ist darum auch ein beliebtes Spottwort. Diese Wendung hat auch einer unserer alten Schwankdichter benutzt: Ein Dummer fragt einen Boten, weshalb ein Dritter denn verbrannt worden sei. Und er lässt sich von diesem anführen mit der Auskunft: Weil der Betreffende Schnee gedörrt und den gedörrten Schnee für Salz verkauft habe!

Der zu Pulver gedörrte oder gar brennende Schnee ist eine Vorstellung, die öfters bei unseren Schriftstellern wiederkehrt. Da ist bald die Rede von „einem Feuer von Schnee gemacht", bald von „Stieglitzfersen gebraten auf dem Schnee" oder auch von einem „Feuer aus Eiszapfen". Selbst von gebratenen Eiszapfen hören wir im Buch vom Finkenritter.

Dass auch die Heiligenlegende das Bild des Eiszapfenfeuers aufgegriffen und verwertet hat, ist gewiss erwähnenswert. In seinem Buche über die „Deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen" verweist Carl Müller-Fraureuth auf Abraham a. S. Cl., der das betreffende Geschichtlein nacherzählt hat: Als der heilige Patritio noch ein Knäblein war, spielte er einst zur Winterszeit, wie andere Kinder, mit Schneeballen und Eiszapfen. Einige der letzteren brachte er mit heim und legte sie auf den Herd. Als das die Kinderfrau sah, meinte die mürrische Alte, er solle doch lieber Holz zum Feueranzünden herbeischaffen.

„Meine liebe Alte!" sprach darauf der fromme Kleine: „Wenn Gott will, kann er selbst das Eis wie dürres Holz anzünden." Und damit legte er die Eiszapfen wie Scheiter übereinander, betete, schlug das Kreuz, blies an! Und siehe da, das kalte Eis brannte und loderte, und viele Menschen kamen, wärmten sich an der Glut und stärkten ihren Glauben.

Zuletzt sei noch ein recht frostiges Stücklein erzählt, das dem Volksmärchen „Sechse kommen durch die ganze Welt" entnommen ist: Sechs wunderliche Wandergesellen finden sich zusammen. Jeder hat irgend eine märchenhafte Eigentümlichkeit, die der ganzen Gesellschaft später einmal von Nutzen wird. Der erste ist beispielsweise ein so gewaltiger Läufer, dass er sich als Hemmschuh eine Kanone ans Bein gebunden hat, weil er sonst durch die Welt rasen müsste. Der Sechste aber — nun der hat zunächst das Hütlein ganz merkwürdig schief auf dem Ohre sitzen. „Setz doch den Hut gerade auf!" sagen die Freunde. „Das darf ich nicht!" sagt der Sechste. „Denn wenn ich's tue, kommt ein so gewaltiger Frost, dass die Bäume springen und die Vögel erfrieren und tot zur Erde fallen."

Später will ein böser König die sechs wunderlichen Brüder auf grausame Weise verderben. Er lässt ihnen schöne Speisen auftragen, aber in einem Zimmer, dessen Fussboden von Eisen ist, und unter dem er ein gewaltiges Feuer anschüren lässt. Regelrecht geschmort werden sollen die Wandergenossen. Als sie das merken, suchen sie zu entfliehen, finden aber Türen und Fenster fest verschlossen.

Was gilt's? Der Sechste rückt den Hut gerade, und schon fangen die Speisen in den Schüsseln an zu gefrieren. Als der König nach ein paar Stunden schadenfroh zur Tür hereinschaut, sieht er seine Gäste frisch, gesund und zähneklappernd dastehen. Ja, sie bitten ihn sogar um einen Raum, in dem sie sich etwas erwärmen können! Eine ungarische Fassung desselben Märchens lässt den kalten Helden in viele Schafpelze eingehüllt auftreten. Später bei der „Feuerprobe" braucht er die Pelze nur ein wenig zu lüften, und sofort herrscht in dem so gastlich eingeheizten Zimmer sibirische Kälte.

Die Heidelbeeren als Haus-Heilmittel.

Die Volksmedizin hat von jeher der Heidelbeere mannigfache Heilwirkungen beigelegt, neuerer Zeit hat auch eine medizinische Autorität, Professor Dr. Winternitz-Wien, durch viele Versuche an Patienten tatsächlich einen heilsamen Einfluss nachweisen können. Dies ist besonders bedeutungsvoll deshalb, weil gerade die alltäglichsten Erkrankungen dadurch geheilt werden und weil Heidelbeeren billig sind und getrocknet den ganzen Winter über leicht aufbewahrt werden können.

Namentlich werden alle Entzündungen und Erkrankungen der Schleimhäute günstig beeinflusst. Bei Mund-, Rachen- und Halskatarrh ist wiederholtes Spülen und Gurgeln mit Heidelbeersaft sehr wirksam und, im Gegensatz zu anderen Gurgelmittel, bei etwaigem Verschlucken ganz unschädlich. Ebenso vertreibt fleissige Benutzung der Heidelbeere jeden üblen Geruch aus dem Munde. Auch Schnupfen wird bei Durchspülung der Nase mit ziemlich konzentriertem Heidelbeersaft alsbald beseitigt.

Die heilsame Wirkung beruht wohl auf der bekannten Blaufärbung der Haut. Deshalb muss die erkrankte Schleimhaut ziemlich lange mit der färbenden Flüssigkeit in Berührung bleiben und die Bespülung häufig erneuert werden. „Es sind namentlich die erkrankten Epithelien und Gewebe, in die der Farbstoff tief eindringt und eine grauschwarze Decke bildet, die fest haftet. Es hat den Anschein, als sei diese Decke der Schutz für das darunter liegende Gewebe. Dieser Schutz hält alle mechanischen Reizungen von der erkrankten Stelle ab, und unter dieser Decke wird normales Epithel gebildet, wodurch die Heilung stattfindet."

Verhält es sich doch bei den Hustenbonbons ähnlich: Die rauhe, entzündete, schmerzende Schleimhaut des Halses überziehen sie bei der Auflösung im Mund mit einer schleimigen schützenden Schicht, so dass Rauhigkeit und Schmerzgefühl im Halse bedeutend gelindert wird. Dieser Ueberzug muss aber durch neue Bonbons immer wieder erneuert werden, da er nur an der Oberfläche haftet und bald hinabgeschluckt wird, während der Heidelbeerstoff in die Haut eindringt.

Sogar bei der hartnäckigen Schuppenflechte der Zunge, die sich namentlich bei starken Rauchern findet, sind mit Heidelbeersaft sehr gute Erfolge erzielt worden.

Als wirksames Heilmittel haben sich getrocknete Heidelbeeren oft bei Diarrhöen bewährt, selbst bei den durch die verschiedensten Medikamente nicht stillbaren Diarrhöen der Phthisiker.

28. Jänner.

Vor zwei Jahren.

Das Nagy-Ag-Tal ist vom Gegner gesäubert. — An der übrigen Karpathenfront keine Aenderung der Situation. — In Westgalizien und Polen Artilleriekämpfe. — Middelkerke und Slype wurden vom Feinde beschossen. — Auf den Craonner Höhen eroberten wir mehrere feindliche Gräben und wiesen Gegenangriffe mühelos ab. — In den Vogesen wurden in Gegend Senones und Bau de Sapt mehrere Angriffe unter für den Feind erheblichen Verlusten abgeschlagen.

Vor einem Jahre.

Bei Toporoutz an der bessarabischen Grenze glückten kleinere Unternehmungen. — Zwichen Stochod und Styr Geplänkel. — Sonst im Osten keine Ereignisse von Bedeutung. — Unsere Truppen besetzten Gusinje und Umgebung. — Die Entwaffnung des montenegrinischen Heeres ist fast vollendet. — An der italienischen Front nur Artilleriekämpfe und kleinere Unternehmungen. — Im Westen Handgranatenkämpfe und beiderseits lebhafte Artillerietätigkeit.

FINANZ und HANDEL.

Die Salzfrage in Polen. Wie Kohle und Erz für die Metallindustrie, so bildet Salz eine unumgängliche Vorbedingung für die Entwicklung der chemischen Industrie eines Landes. Der geographischen Lage nach müssten die nahegelegenen Salzgruben von Wieliczka und Bochnia in Galizien, die zu den zweitgrössten Europas zählen, wie auch die reichen Salzquellen von Hohensalza in der Provinz Posen das Gedeihen einer chemischen Industrie in Polen ganz besonders fördern. Dass dies nicht der Fall war, ist darauf zurückzuführen, dass Russland es sich zur Richtschnur machte, das Wirtschaftsleben Polens in möglichster Abhängigkeit von Zentralrussland zu erhalten und der im Aufblühen begriffenen polnischen Industrie die Konkurrenzfähigkeit gegenüber der nur langsam fortschreitenden russischen Industrie nach Möglichkeit zu erschweren. Wie in anderen Industriezweigen diente auch in der chemischen Industrie die Tarif- und Zollpolitik der russischen Regierung als Hilfsmittel, um russischen Unternehmungen einen Vorsprung gegenüber den polnischen zu gewähren. Der für Salz festgesetzte Zoll von 30 Kop. pro Pud erwies sich als ausreichend, um Salz selbst von den nächstgelegenen deutschen und österreichischen Bezugsquellen nicht mehr beziehen zu können. Infolge dieses Zollsatzes war Polen genötigt, seinen Salzbedarf aus über 1000 Werst entlegenen Gegenden Russlands wie der Krim, dem Donbecken, den Gouvernements Ekaterinoslaw, Perm, Charkow und dem Kaukasus zu decken. Während am Ort der Salzerzeugung, wie z. B. in Bachmut oder Slawiansk, 1 Pud Salz 7—10 Kop. kostete, stellte sich der Preis für diese Menge in Warschau infolge der hohen Frachtauf 50—70 Kop. Die russischen Eisenbahntarifsätze waren absichtlich so gestaltet, dass billiges Salz einen höheren Tarif als wertvolle Salzprodukte zahlte. So wurde in Russland bei einer Entfernung von 1000 Werst für ein Pud Salz 20·15 Kopeken und für ein Pud Sulfat, dass den sechsfachen Wert von Salz darstellt, ein Tarifsatz von 15·38 Kopeken berechnet. Ein gleiches Verhältnis war bei Soda, kaustischer Soda und Salzsäure, die als Salzprodukte 7 bis 28 mal soviel wert sind wie Salz, zu verzeichnen. Wenn man z. B. berücksichtigt, dass zur Herstellung eines Pudes Soda zwei Pud Salz notwendig sind und dass für ein Pud Soda 25·5 Kopeken für die zur Herstellung dieses Pud Soda erforderlichen zwei Pud Salz 40·30 Kopeken zu zahlen waren, so liegt auf der Hand, dass die Verarbeitung von Salz für technische Zwecke in Polen unmöglich war. Darauf ist es auch zurückzuführen, dass Polen nur 7 Prozent des verbrauchten Salzes für technische Zwecke verwendete, während die deutsche Industrie 45 bis 60 Prozent ihres Salzes und selbst die russische Industrie 20 Prozent dafür verbrauchte. Für das eingeführte Salz zahlte Polen jährlich 3·2 Millionen Rubel an Russland und 150.000 Rubel an das Ausland. Wie auf anderen Wirtschaftsgebieten, so bedeutet auch für diesen Zweig der chemischen Industrie die Abtrennung Polens vom russischen Zollgebiete für das polnische Wirtschaftsleben keineswegs eine Benachteiligung. Wenn durch Abschluss günstiger Handelsverträge der Bezug des Rohmaterials aus den dem Lande nahen reichen Salzlagern der Nachbarstaaten gesichert wird, darf auch diese Industrie einer aufblühenden Entwicklung entgegensehen.

Programm der Vorträge im „Kollegium"

Rynek A-B, 39

vom 28. Jänner bis 3. Februar

Beginn der Vorträge 7 Uhr abends. — Eintrittskarten zu 40 und zu 20 Hellern.

Sonntag den 28. um (5 Uhr nachm.): **K. Czapiński**: „Leonid Andrejew" unter Mitwirkung von Frl. Rose Luszczkiewicz, Schauspielerin des Städtischen Theaters.

Montag den 29.: Prof. **G. Feliński**: „Die romantische Nationalliteratur".

Dienstag den 30.: Prof. **T. Korpal**: „Die polnische Schlachtmalerei".

Mittwoch den 31.: Dr. **A. Beaupré**: „Das deutsche Theater".

Donnerstag den 1. Februar: Prof. **Walek-Walewski**: „Die ältere polnische Musik".

Freitag den 2.: **K. Czapiński**: „Heinrich Ibsen und seine Erstlingswerke".

Samstag den 3.: Dr. **J. Reinhold**: „Die französ. Sprache".

Der gesamte Reinertrag fliesst Kriegsfürsorgezwecken zu.

Spielplan des Städtischen Volks-Theaters

vom 27. Jänner bis 4. Februar 1917.

Beginn der Vorstellungen halb 8 Uhr abends.

Heute Samstag den 27.: „Peter und Paul im Schlaraffenland".

Sonntag den 28. um 3½ Uhr nachm.: „Raub der Sabinerinnen"; abends: „Der gepanzerte Gefährte".

Montag den 29.: „Csardasfürstin".

Dienstag den 30.: „Peter und Paul im Schlaraffenland".

Mittwoch den 31. nachmittags: „Peter und Paul im Schlaraffenland"; abends: „Das Dreimäderlhaus".

Donnerstag den 1.: Erstaufführung „Lygia".

Freitag den 2. nachmittags: „Verteidigung von Czenstochau"; abends: „Lygia".

Samstag den 3. nachmittags: „Die Räuber"; abends: „Kund um die Liebe".

Sonntag den 4. um halb 4 Uhr nachmittags: „Der gepanzerte Gefährte"; abends: „Lygia".

Kinoschau.

„**K. u. K. FELDKINO**" Fuhrenpark des k. u. k. Festungs-Verpflegsmagazins. (Eingang durch die Bosackagasse). Programm vom 27. bis 28. Jänner:

Besteigung des Monte Rosa. Naturaufnahme. — **Kriegswochenbericht.** — **Die Insel der Seligen.** Grosses herrliches Lustspiel in fünf Akten. — **Ueberlistete Boxer.** Lustspiel.

„**NOWOSCI**", Starowiślna 21. — Programm vom 25. bis 28. Jänner:

Die schöne Tänzerin. Drama in vier Akten. — **Ruhiges Spiel.** Schlagerhumoreske. — **Neueste Kriegswoche.**

„**WANDA**", Ul. sw. Gertrudy 5. — Programm vom 26. bis 28. Jänner:

Hilda und Hulda. Lustspiel mit D. Weixler. — **War einst ein Fischermädchen.** Drama in vier Akten.

In den städtischen Verkaufsstellen

sind nachstehende Artikel zu haben:

Artikel	Preis	per
Kalkeier	K —·26	per Stück
Eier, frisch	„ —·30	„
Zwiebel	„ —·80	kg
Pflaumen	„ 2·60	„
Marmelade	„ 4·—	„
Powidl	„ 3·80	„
Nüsse	„ 5·60	„
Mohn	„ 5·60	„
Zucker	„ 1·17	„
Sauerkraut	„ —·46	„
Salz	„ —·22	„
Seife, 40%ige	„ 8·40	„
„ 60%ige	„ 12·—	„
Kerzen	„ 4·—	„

Die städtische Approvisionierungsanstalt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Erwin Engel. Drukarnia Ludowa in Krakau.